

Wenn die Initiatoren also meinen, am Projekt eines Weltkatechismus festhalten zu sollen – auch das gehört vorher breit diskutiert –, müßte ein solcher Text von einer das Gottesvolk viel mehr repräsentierenden Basis aus erarbeitet werden. Es gibt ja Hunderte von Fachleuten in der Weltkirche, die sich ein solches Projekt aufteilen könnten. Die Beispiele des österreichischen Sozialhirtenbriefes und einiger Hirtenbriefe der US-amerikanischen Bischöfe beweisen, daß so etwas zwar zeitaufwendig und schwierig, aber möglich und außerordentlich fruchtbar ist. Hält

Rom aber ein solches Vorgehen nicht für opportun, ist es vermutlich besser, den ganzen Text zurückzustellen. Im Zeitalter der Perestroika im Osten und der totalen Informations- und Kommunikationsgesellschaft im Westen sind Text und Begutachtung „sub secreto“ überdies ein bedauerlicher Anachronismus oder haben Methode. Von daher meine ich: Ziel, Zweck und Verbindlichkeit eines solchen Weltkatechismus müssen vorab und *deutlich* offengelegt und dürfen nicht nur kurz gestreift werden.

*Herlinde Pissarek-Hudelist*

## Unfähig zum Gottesdienst?

### Eine ökumenische Tagung über die Liturgie

*Mit der Liturgie als Aufgabe aller Christen beschäftigte sich die diesjährige gemeinsame Tagung der Katholischen Akademie in Bayern und der Evangelischen Akademie Tutzing am 31. März/1. April in München. Dabei zeigte sich, daß nicht mehr die traditionellen Kontroversen im Gottesdienstverständnis im Vordergrund stehen (Verhältnis von Wort und Sakrament, Opfercharakter der Eucharistie). Vielmehr brennt Katholiken wie Protestanten die Frage auf den Nägeln, wie heute Gottesdienst gefeiert werden muß, damit sich die Menschen davon angesprochen fühlen. Die Spannung zwischen dem Ideal, wonach der Gottesdienst Mitte und Höhepunkt des kirchlichen Lebens sein soll, und der Wirklichkeit (Rückgang der Besucherzahl, Unsicherheiten bei der Gottesdienstgestaltung) wird in beiden Kirchen immer deutlicher spürbar.*

Die Münchner Tagung belegte nachdrücklich, wie weit die ökumenische Annäherung im Gottesdienstverständnis inzwischen gediehen ist. Die beiden Referenten, die die evangelische bzw. die katholische Sicht der Liturgie darlegen sollte, bekannten sich gleichermaßen zu einem gemeinsamen christlichen Verständnis des Gottesdienstes, das über die in der Reformation aufgebrochenen Gegensätze hinausführt und traditionelle evangelische wie katholische Positionen als Engführungen erkennen läßt. Der evangelische Wiener Liturgiewissenschaftler *Hans-Christoph Schmidt-Lauber* stellte fest, der heute vorhandene breite Grundkonsens in Theologie und Praxis des Gottesdienstes mache es unmöglich, einen fundamentalen Gegensatz fortzuschreiben. Damit werde es auch schwieriger, ein evangelisches Gottesdienstverständnis im Gegenüber zum katholischen zu artikulieren. „Die aus der Kontroverstheologie überkommenen Antithesen scheinen samt und sonders überholt zu sein. Sie treffen entweder keine heute existenten Mißbräuche mehr oder sind Überzeichnungen, die zumindest dem Bekenntnis und der Lehre der anderen Kirche nicht gerecht zu werden vermögen.“

Schmidt-Lauber faßte Inhalt und Sinn des christlichen

Gottesdienstes in vier Merkmalen zusammen: Der Gottesdienst ist Wortgeschehen (in der Grundlegung des Gottesdienstes aus dem Wort Gottes seien sich die Kirchen heute einig); er ist Gedächtnis (Anamnese) des Herrn, Lobpreis der großen Taten Gottes und Zeichen des Friedens, das in den Alltag hinüberleitet. Der Gottesdienst der christlichen Gemeinde vollziehe sich immer zwischen Wort und Antwort, göttlicher Zuwendung und menschlichem Gehorsam, Verkündigung und Gebet. Auf diesem Hintergrund müsse man die protestantischen Vorbehalte gegen die Opferterminologie im Zusammenhang mit dem Gottesdienst überdenken. Weder die Gegenwart des Heilsgeschehens und damit vor allem des Opfers Christi noch das dafür notwendige Handeln der Gemeinde könnten ohne verantwortlichen Umgang mit dem Opferbegriff zureichend beschrieben werden.

### Die Gottesdienstreformen waren nur ein halber Erfolg

Der Münchner Dogmatiker *Gerhard Ludwig Müller* wollte seine Darstellung des katholischen Liturgieverständnisses ebensowenig im konfessionell begrenzten Sinn verstanden wissen. Er entwickelte bei der gemeinsamen Tagung eine *trinitarisch-heilsgeschichtlich* grundierte Sicht des christlichen Gottesdienstes: Liturgie hat ihren Ursprung in der geschichtlichen Selbstmitteilung Gottes, die in Jesus Christus ihre Vollendung findet, und wird im Heiligen Geist vollzogen. Ein adäquates christliches Liturgieverständnis muß demnach vom Grundverständnis des Christentums, der Realität Gottes in Jesu Christus und seiner Gegenwart im Heiligen Geist und in der Kirche einsetzen. Die konfessionellen Positionen der Reformationszeit – auf protestantischer Seite die Betonung des einzigen Mittlertums Jesu Christi und der Rechtfertigung aus Glauben allein, auf katholischer Seite der Akzent auf dem menschlichen Beitrag zum Heil, der gegenständlichen Heilsmittlung in den Sakramenten und der Mes-

se als Opfer – müßten, so Müller, gleichermaßen als defizient betrachtet werden, weil sie den trinitarisch-heilsgeschichtlichen Hintergrund für die sakramentale und kirchliche Heilsvermittlung nicht genügend in Rechnung gestellt hätten.

Die neue Gemeinschaft in Theorie und Praxis des Gottesdienstes wäre nicht denkbar ohne die Rückbesinnung auf die neutestamentlichen und altkirchlichen Grundlagen der christlichen Liturgie. Der Münchner evangelische Neutestamentler *Ferdinand Hahn* faßte seinen Überblick zur Entwicklung des Gottesdienstes in der Urkirche und im 2. Jahrhundert in drei Leitsätzen zusammen. Christlicher Gottesdienst beruhe auf dem von Gott in Jesus Christus verwirklichten Heil und sei gleichzeitig je neue Teilhabe an diesem Heil sowie Danke für diese Teilhabe. Er sei seinem Wesen nach ein Gottesdienst, bei dem Wortverkündigung, Gebet und Lied mit der Abendmahlsfeier zusammengehörten. Schließlich habe der christliche Gottesdienst von seinem Ursprung her eine feste Grundgestalt angenommen, die aber nur dann ihre lebendige Kraft erweise, „wenn sie Raum läßt für das Wirken des Geistes Gottes und damit für die freie spontane Ausgestaltung, in der die Gemeinschaft mit Gott und Christus und die Gemeinschaft mit den anderen Glaubenden erfahren und gelebt werden kann“.

Die *Gottesdienstreformen* der letzten Jahrzehnte waren auf evangelischer wie katholischer Seite nicht zuletzt von dem Bemühen geleitet, wieder an die biblisch-altkirchliche Grundgestalt des christlichen Gottesdienstes anzuknüpfen und damit Fehlentwicklungen des Mittelalters wie der Aufklärungszeit zu überwinden. So wurde in den evangelischen Kirchen wieder deutlicher gesehen, daß die Feier der Eucharistie konstitutiver Bestandteil des christlichen Gottesdienstes ist, auch wenn die gottesdienstliche Praxis dieser theologischen Einsicht teilweise immer noch hinterherhinkt. Die Liturgiereform des Zweiten Vatikanums wollte Texte und Riten so ordnen, „daß sie das Heilige, dem sie als Zeichen dienen, deutlicher zum Ausdruck bringen, und so, daß das christliche Volk sie möglichst leicht erfassen und in voller, tätiger und gemeinschaftlicher Teilnahme mitfeiern kann“ (Liturgiekonstitution, Nr. 21).

Es hat sich allerdings inzwischen gezeigt, daß die Reinigung der Liturgie von mittelalterlichem Ballast bzw. die Korrektur alt- und neuprotestantischer Einseitigkeiten im Gottesdienstverständnis allein für eine wirkliche Inkulturation des christlichen Gottesdienstes unter den Bedingungen der modernen Gesellschaft nicht ausreichen. Der Innsbrucker Liturgiewissenschaftler *Hans Bernhard Meyer* machte bei der Münchner Tagung deutlich, in welchem hohen Maß die Entwicklung der Liturgie in Spätantike und Mittelalter vom jeweiligen sozialen und kulturellen Umfeld bestimmt war (etwa die durch die konstantinische Wende mitbedingte Veränderung von einfacheren zu normierten und repräsentativen Feierformen und der entsprechenden liturgischen Sprache; die Ablösung des platonisierenden Symboldenkens der antiken Kirchenvä-

ter durch die „handfesteren“ Vorstellungen der christianisierten Germanen, wodurch die liturgischen Handlungen zu „Gnadenmitteln“ wurden). Meyer schloß seine historischen Analysen mit der Frage, wie in der Liturgie eine Antwort auf die heutigen Herausforderungen gegeben werden könne.

## Nicht jedes Ritualbedürfnis macht liturgiefähig

Wer heute die Sinnhaftigkeit des christlichen Gottesdienstes vermitteln möchte, kann das *anthropologische Vorfeld* nicht überspringen. Schließlich setzt die Feier des Gottesdienstes das Verständnis für Symbole, Riten, Kult als Elemente des menschlichen Daseinsvollzugs und Weltverhältnisses schon voraus. Bei der Münchner Tagung fiel die Aufgabe einer anthropologischen Grundlegung kulturellen Handelns dem Bochumer Religionsphilosophen *Richard Schaeffler* zu. Schaeffler betonte die spezifische Hilfe, die der Kult zur Kontinuitätsstiftung und Identitätsfindung von Menschen und Gemeinschaften leisten könne und insistierte besonders auf dem Eigenwert des Kultes: „Kult ist nicht die Vorschule der Moral, und die Befähigung zum Kultus ist nicht fromm verkleidete Einübung lebensfördernder Tugenden wie der Fähigkeit zur Selbstfindung zur Selbsthingabe. Die Gottesdienstfeier ist auch keine Therapie gegen den lebensbedrohenden Vertrauensverlust in unserer Gesellschaft.“ Aber – so die Pointe von Schaefflers Argumentation – gerade indem der Feiernde zu nichts anderem tauglich werden wolle als zum Dienst an der heilsschaffenden Gegenwart Gottes, würden ihm lebensfördernde, für den Alltag wichtige Tugenden „dazugegeben“. In einer Welt pluraler Orientierungssysteme dürfe dasjenige nicht fehlen, das nur durch die Befähigung zum Gottesdienst vermittelt werden könne.

Schaeffler machte damit auf ein zentrales Problem heutiger Hinführung zum Gottesdienst aufmerksam, das auf der gemeinsamen Tagung der beiden Akademien mehr oder weniger ausdrücklich immer wieder zum Vorschein kam. Der Regensburger Praktische Theologe *Konrad Baumgartner* wies in seinem Statement darauf hin, trotz aller Rationalität oder gerade wegen ihrer Vorherrschaft könne der Mensch auch heute nicht ohne Riten und Mythen, ohne Mysterium und Religion leben. Es gebe nach wie vor ein tiefes Bedürfnis nach sakralen Riten, nach göttlich-menschlicher Kommunikation. Im Blick auf den christlichen Gottesdienst erweist sich diese unspezifische Kult- und Ritualbedürftigkeit allerdings als zweischneidiges Schwert: Zwar bieten die z. T. größer gewordene Offenheit und Sensibilität für meditative Versenkung, das Bedürfnis nach Gemeinschaftserlebnissen und ästhetischer Überhöhung Brücken zur christlichen Liturgie, in der ja alle diese Elemente ihren Platz haben. Gleichzeitig erschöpft sich der christliche Gottesdienst aber nicht in Meditation, Gemeinschaftserlebnis, Fest und religiöser Erbauung, sondern hat ein deutliches Eigenprofil durch

seinen Bezug auf Gottes Heilshandeln in Jesus Christus. Ohne eine Grunderöffnung des christlichen Gottesverständnisses hänge christliche Liturgie buchstäblich in der Luft. Das betonte Gerhard Ludwig Müller in seinem Referat. Er unterschied dementsprechend eine zweifache Unfähigkeit zur Liturgie: einmal in bezug auf die einzelnen Symbole und Riten des Gottesdienstes bzw. auf die „mangelnde geistige Bewältigung der transzendentalen Deutung menschlicher Existenz“, zum anderen in bezug auf den Verlust der „christlichen Sicht der Transzendenz Gottes und seines geschichtsmächtigen Handelns überhaupt“. Anders formuliert: Wer keine Beziehung zu Person und Botschaft Jesu, zum kirchlichen Bekenntnis zu Jesus Christus als dem Sohn Gottes und zur Kirche als Gemeinschaft der an Jesus Christus Glaubenden und auf seinen Namen Getauften hat, dem läßt sich der christliche Gottesdienst, zumal in seiner Hochform der Eucharistiefeier, kaum wirklich nahebringen und als sinnvoll verständlich machen.

## Mitbeteiligung und Wir-Gefühl

*Konsequenzen aus diesem Befund für die Pastoral* deutete Konrad Baumgartner an: Wer etwa bei der Taufe eines Kindes oder bei der Trauung „nur“ den Segen Gottes und der Kirche wünsche, aber derzeit nicht das Sakrament im Sinn der Kirche, dem sollte eine Segensfeier zur Taufe bzw. zur Trauung ermöglicht werden. Diese Antwort auf die religiöse Lebenssituation der konkreten Menschen sei im Grunde ehrlicher als eine „Überformung mit nicht gewollten, übergestülpten (vielleicht nicht einmal gültigen) sakramentalen Feiern“. Odilo Lechner, OSB, Abt der Münchner Abtei St. Bonifaz, gab als seine Erfahrung wieder, es habe sich als sinnvoll erwiesen, mit kleineren Gruppen (etwa von Berufsschülern) statt der eigentlich vorgesehenen Messe nach einem vorhergehenden Gespräch einen ganz einfachen Gottesdienst zu feiern, „dessen wenige ausgewählte Symbole, Worte, Bitten an den Ängsten oder Wünschen der Teilnehmer einsetzen“. Die Mitfeier der Messe als ganzer erscheine vor allem von Jugendlichen schwer vollziehbar; er habe als Zelebrant oft den Eindruck, einen Ritus absolvieren zu müssen, dessen Ende die Mehrheit der Teilnehmer gelangweilt oder mit wohlwollender Toleranz abwarte. Allerdings könnten Gottesdienste bei Trauungen, Beerdigungen oder auch Vereinsjubiläen bei entsprechender Glaubwürdigkeit und Sensibilität die Teilnehmer durchaus für eine Gottesbewegung öffnen und böten so auch Chancen.

Chancen und Probleme liegen auch bei anderen Wegen zur Erneuerung und Verlebendigung des Gottesdienstes dicht beieinander. Bei der Münchner Tagung wurde mehrfach auf die *stärkere Beteiligung bei der Vorbereitung und Gestaltung des Gottesdienstes* als positive Frucht der Gottesdienstreform und als lohnende Zukunftsperspektive verwiesen, von katholischer wie von evangelischer Seite. Der frühere Frankfurter Propst Dieter Trautwein faßte seine Erfahrungen als Pfarrer, beim Kirchentag und ökumenischen Versammlungen in dem Satz zusammen,

ohne mehr Mitbeteiligung am Gottesdienst gebe es kein lebendiges Wachstum von Kirche und Gemeinde: „Theologische Laien bringen sich mit ihren je eigentümlichen Lebens- und Berufserfahrungen ein in das Wort-Antwort-Geschehen, in der Entfaltung von Lob und Klage, vor allem auch in der Verabredung verbindlicher Konsequenzen für den Gottesdienst des Alltags.“ Für Abt Lechner ergibt sich die teilweise zu beobachtende größere Intensität der Mitfeier von Gottesdiensten nicht zuletzt aus den durch die Liturgiereform eröffneten Möglichkeiten, daß ein Teil der Mitfeiernden durch die Mitwirkung bei der Vorbereitung und Gestaltung etwa Eigenes einbringen und sich so im Gottesdienst wiederfinden kann.

Je mehr Menschen allerdings an der Vorbereitung und Gestaltung beteiligt sind, desto größer wird die Gefahr, daß der Gottesdienst totgeredet wird, die Anliegen einzelner Gruppen zu sehr in den Vordergrund treten und die Eigengesetzlichkeit der Liturgie, gerade der Eucharistiefeier, mißachtet wird. Eine neue Balance zwischen vorgegebener Struktur und freier Gestaltung muß vielfach erst noch gefunden werden. Versuche eigenen Gestaltens, so Trautwein, machten eher bescheiden: „Wer die eigene Liturgie wagt, wird die überkommene erst richtig achten.“ Ferdinand Hahn warnte vor einer Idealisierung der urchristlichen Zeit, in der der Gottesdienst noch stärker von der Spontaneität, vom freien Wirken des Geistes lebte, und verwies auf die Probleme des Paulus mit dem charismatischen Element des Gottesdienstes, wie sie sich im Ersten Korintherbrief niedergeschlagen haben.

## Zwischen Eigenwert und Funktionalisierung

Einen konkreten Therapievorschlag angesichts der verbreiteten Schwierigkeiten, Gottesdienst und Leben zusammenzubringen, machte Konrad Baumgartner: Als einen Ansatz zur Vertiefung und Belebung der Liturgiefähigkeit nannte er die *Haus-Eucharistiefeier* einer Familie mit Freunden, Nachbarn und Bekannten an Stelle der herkömmlichen Werktagsmessen in der Pfarrkirche. Dabei könnte das den Gottesdienst tragende „Wir-Gefühl“ entstehen, von dem Abt Lechner sprach. Gottesdienst werde so zur Verdichtung gemeinsamer Erfahrungen, beispielsweise eines Meditationskurses, eines Glaubensseminars, einer kirchlichen Erneuerungsbewegung oder auch beim Zusammenwachsen einer bestimmten Gottesdienstgemeinde. Aller Voraussicht nach wird im Zug der Bemühungen um die Bildung von „Weggemeinschaften“ zur Glaubensweitergabe und -vertiefung die Bedeutung der Gottesdienste (einschließlich Eucharistiefeiern) im kleineren Kreis zunehmen. Die Kehrseite dieser Entwicklung könnte allerdings eine noch stärkere *Fragmentierung des kirchlichen und gottesdienstlichen Lebens* in einzelne Gruppen und Bewegungen sein. Deshalb wäre auch in Zukunft darauf zu insistieren, daß christlicher Gottesdienst als Selbstvollzug der ganzen Kirche und verdichteter Ausdruck ihres Glaubens mehr ist als private Erbauung oder fromme Identitätsvergewisserung einzelner Gruppen.

Richard Schaeffler machte zu Beginn der gemeinsamen Tagung auf ein grundlegendes *Dilemma* aufmerksam, das sich bei dem Versuch ergibt, heute den Sinn von Gottesdienst herauszustellen: Betont man den Eigenwert von Liturgie, erscheint diese leicht als eine zwar zu tolerierende, aber unerhebliche und beliebige Spielerei für bestimmte Minderheiten. Streicht man dagegen den Nutzen des Gottesdienstes (als ethische Motivation, als Ort der Besinnung und des seelischen Auftankens usw.) heraus, wird daraus leicht eine unzulässige Funktionalisierung. Zweifellos gilt: „Die Kirche darf nicht um jeden Preis die Litur-

gie an den Mann bringen wollen, um angesichts wieder voller werdender Kirchen eine Selbstbestätigung zu finden“ (Gerhard Ludwig Müller). Die Erwartungen an den Gottesdienst, das zeigten viele Publikumsvoten bei der Münchner Tagung, sind ungemein diffus und teilweise auch massiv überzogen. an ihnen kann man sich schon deshalb nicht einfach orientieren. Das heißt aber nicht, daß die Kirchen bzw. die für die Gestaltung des Gottesdienstes Verantwortlichen es an der notwendigen Sorgfalt und Sensibilität für die Liturgie fehlen lassen dürften.

Ulrich Rub

## Mexikos System im Wandel

### Wirtschaftsaufschwung mit sozialen Härten

*Vom 6. bis 13. Mai besucht Johannes Paul II. Mexiko. Das Land erlebt gegenwärtig eine Phase tiefgreifender Veränderungen: Die jahrzehntelange beherrschende Stellung einer Partei, des PRI, beginnt abzubrockeln, die wirtschaftliche Konsolidierung führt zu gewaltigen Härten für Bauern und Arbeiter. Die mexikanische Kirche umfaßt traditionell konservative Katholiken ebenso wie einen neokonservativ-mittelständischen Flügel und eine Minderheit, die sich am Ideal einer Kirche der Armen orientiert. Das Staat-Kirche-Verhältnis im bislang streng laizistischen Mexiko ist in jüngster Zeit in Bewegung geraten.*

Lateinamerika blicke auf ein „verlorenes Jahrzehnt“ zurück, lautet die Bilanz der Interamerikanischen Entwicklungsbank (IDB) in ihrem jüngsten Jahresbericht, und die entwicklungspolitischen Prognosen sind auch nicht wesentlich besser: In den kommenden Jahren, so die IDB, werden die Kreditströme stärker nach Osteuropa fließen – sehr wahrscheinlich auf Kosten der südlichen Hemisphäre, der Länder der Dritten Welt. Die Diagnose der IDB trifft im großen und ganzen auch auf Mexiko, nördlichstes Land Lateinamerikas, geographisch aber zu Nordamerika gehörend, zu. Entwicklung unter sozialen Gesichtspunkten und unter Berücksichtigung der breiten Bevölkerungsschichten hat in den achtziger Jahren in Mexiko nicht stattgefunden oder war sogar rückläufig. In Politik und Wirtschaft des Landes bahnt sich indes ein Wandel an. Mexiko ist, nur historisch und kulturell betrachtet, ein typisch lateinamerikanisches Land, andererseits, bedingt durch seine Nachbarschaft zu den USA und sein für lateinamerikanische Verhältnisse äußerst stabiles politisches System, ein Sonderfall.

Dieses politische System, das auf den Pfeilern einer starken Exekutive – ausgefüllt allein durch den jeweils amtierenden, nicht wieder wählbaren Präsidenten – und einer „staatstragenden“ Partei, der Institutionalisierten Revolutionären Partei PRI, ruht, ist mit den letzten Wahlen vom

Juli 1988 nach sechzig Jahren erstmals gefährlich ins Wanken geraten. Bis zu diesem Zeitpunkt war es dem PRI gelungen, innerhalb eines autoritären Staatssystems die Balance zwischen flexibler Anpassung und Kontinuität zu halten – und damit die absolute Vorherrschaft. Bei den Wahlen vom 6. Juli erhielt der Kandidat der PRI und derzeit amtierende Präsident, *Carlos Salinas de Gortari*, 50,4 Prozent der Stimmen. Sein Vorgänger, *Miguel de la Madrid*, erreichte 1982 noch 73 Prozent der Wählerstimmen.

### Die Einparteienherrschaft geht zu Ende

Der knappe Sieg des PRI garantiert zwar bis 1994 noch einmal die Einparteienherrschaft; im Kongreß, der zweiten Kammer des Parlaments, hat sich jedoch von einer Legislaturperiode zur anderen das Verhältnis Regierungsfraktion–Opposition von 3:1 auf beinahe 1:1 verschoben. Nach einer Aufstockung der Abgeordnetenzahl von 400 auf 500 stellen die Demokratische Front FDN (das neu formulierte Bündnis der Linksparteien) und die konservative Partei der Nationalen Aktion (PAN) zusammen 240 von 500 Abgeordneten. Im Senat brachte es die Opposition erstmals auf vier Sitze, die alle vom Bündnis der Linksparteien FDN errungen wurden. Da der PRI in seiner langen Regierungszeit stets auf Wahlmanipulationen – sei es in Form von begünstigenden Wahlgesetzen oder durch direkte, oft massive Wahlfälschung – zurückgegriffen hat, wurde auch dieses äußerst knappe Wahlergebnis von der Opposition verständlicherweise, wenn auch ohne Erfolg, angezweifelt.

Der hohe Verlust an Wählerstimmen für den PRI war nicht nur ein Votum gegen die Regierungspartei. Ihren Überdruß hatte die Bevölkerung bei vorhergehenden Wahlen auch schon durch eine extrem niedrige Wahlbeteiligung (unter 60 Prozent) Ausdruck gegeben. Das No-